



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wechßler, Eduard: Sind die Franzosen die echten Erben althellenischen Geistes ?

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der Unterschied zwischen dinglichen Rechten und Forderungsrechten, welcher dem Aufbau des Vermögensrechtes zugrunde liegt, beruht nicht auf willkürlicher Erfindung wie so manches andere Inventarstück der „Begriffsjurisprudenz“, sondern ist in der Natur der Sache gegeben. Er beruht auf dem im menschlichen Gemeinleben gegebenen Bedürfnis der Unterscheidung zwischen Mein und Dein. Weil auch im Staatenverhältnis die scharfe Abgrenzung der Rechts Herrschaften über die Sachgüter, insbesondere über die Teile des Erdgebietes, einem unverzichtbaren Erfordernis entspricht, darum ist auch im Völkerrecht die Unterscheidung zwischen dinglichen Besitzrechten und Auslieferungsansprüchen durch innere Notwendigkeit gegeben. Indem die sozialistische Erklärung vom 18. Februar die französischen Ansprüche durch eine neue dialektische Wendung zu verbessern sucht, unternimmt sie es in Wahrheit, die elementaren Grundlagen des Völkerrechtes zu zerstören. Sie enthält ja nicht nur die Verneinung der besonderen vor dem Kriege speziell zwischen Frankreich und Deutschland bestandenen Rechtsbeziehungen, als vielmehr die Verneinung des von der Völkerrechtsgemeinschaft der gesamten Staatenwelt auf Grund des Frankfurter Friedens anerkannten objektiven territorialen Rechtszustandes. Sie berührt und verletzt die Rechtslage insbesondere auch der neutralen Staaten, denen auf Grund der französischen Anschauung von der Sträflichkeit der deutschen Kriegserklärung angeschlossen wird, die Reichslande nunmehr schlangweg als französisches Staatsgebiet zu behandeln. Man vergegenwärtige sich, welche Folgen es haben müßte, wenn ein neutraler Staat sich diese Auffassung zu eigen machen und zum Beispiel jetzt Verträge über reichsländisches Gebiet mit Frankreich abschließen und daraus Rechte gegenüber Deutschland geltend machen würde. Es wäre der rechtswidrigste, feindseligste und anmaßendste Angriff auf Deutschlands Staatshoheit, den man sich vorstellen kann. Selbst die Urheber der Pariser Erklärung würden ihn wohl nicht durch Rechtsgründe zu stützen wagen. Sie müßten die innere Haltlosigkeit und praktische Undurchführbarkeit ihrer Theorie anerkennen, wenn sie sich auf deren Konsequenzen besinnen. Wenn Frankreich sagt, daß es Rache für 1870 nehmen und Elsaß-Lothringen mit den Waffen zurückgewinnen will, so ist das ehrlich; und das Recht des Krieges, wie es nach geltendem Völkerrecht ist, versagt dem unheilvollen Wunsche nicht die Möglichkeit der Erfüllung. Wie weit Frankreich es mit diesem Versuche treiben will, ist seine Sache. Wenn aber der Wunsch mit falschen Rechtsstiteln und Theorien verkleidet wird, so ist das eine Versündigung gegen Grundsätze, an deren Geltung auch alle anderen Staaten beteiligt sind, und gegen welche sowohl im allgemeinen Interesse der Staaten als im Namen der Wissenschaft des Völkerrechtes entschieden Verwahrung einzulegen ist.

Sind die Franzosen die echten Erben althellenischen Geistes?

Von Professor Eduard Wechsler

Dieser Aufsatz erscheint auch in neugriechischer Übersetzung in der in Görlik herausgegebenen Zeitung „Hellenika Bhylla“.



Seitdem die Franzosen in den Kreuzzügen gelernt haben, sich als geistig-sittliche Einheit mit gemeinsamen Erinnerungen und Aufgaben zu fühlen, betrachtet sich diese Nation als Erbin des geistig-gewaltigen Hellas so gut wie des völkerbeherrschenden Rom. Künste und Wissenschaften von den Griechen, staatliche und kriegerische Kraft von den Römern — beides vereinigt und vollendet durch die neulateinischen Franken; Athen, Rom und Paris als die drei Brennpunkte europäischer Geistes-

Bildung — Perikles, Augustus und Ludwig der Vierzehnte als die Männer, von denen die ruhmreichsten Zeitalter der Weltgeschichte Namen und Gepräge empfangen: so erscheint dem ehrgeizigen Franzosen der Ablauf der neueren Geistesgeschichte. Und auf dieses geistige Erbrecht, auf diese einzigartige Nachfolge begründet der Franzose seinen Anspruch und seinen Ruhm, allen übrigen Völkern als Erzieher und Befreier wagemutig und siegesgewiß voranzuschreiten. Das Sonnenkönigtum des vierzehnten Ludwig und das Weltkaisertum von Napoleon Bonaparte sind beide in verzehrenden Feuerbränden erloschen. Um so eifersüchtiger ist man seitdem bedacht, wenigstens das Erbe von Athellas festzuhalten und damit die geistige und künstlerische Vorherrschaft der Welt, *ce droit d'aristocratique suprématie littéraire*, wie Ferdinand Brunetiére gesagt hat, der leidenschaftliche und erfolgreiche Vorkämpfer des französischen Klassizismus. Und in der Tat gilt dieser Anspruch Frankreichs unbestritten noch heute bei vielen Völkern zu Recht, innerhalb Europas und außerhalb, bei Nationen mit alter oder junger Vergangenheit, mit romanischer oder slawischer oder anderer Sprache, ja sogar in Jughellas, das seit einem Jahrhundert erst durch ein eigenes staatliches Dasein die Kraft und die Möglichkeit wiedergewonnen hat, für sich selber das hohe Erbe der großen Väter anzutreten.

Mit einer Selbstverständlichkeit als könnte es gar nicht anders sein, wahr't man übt man in Frankreich die Rechtsnachfolge von Hellas. Nur darüber geriet man dort mehr als einmal in heftigen Streit, wer mehr und größeres geleistet habe, der Lehrer oder der Schüler, der Meister oder der Nachahmer. Ein Jahrhundert lang tobte der Kampf, der zwischen Boileau und Charles Perrault am heftigsten entbrannte, die Querelle des Anciens et des Modernes, die nie entschieden wurde, auch gar nicht entschieden werden kann, weil die ganze Frage von Anbeginn schief und irreführend gestellt war. Denn überhaupt nicht um den Vorrang von Vorbild oder Nachahmung kann es sich handeln, noch um einen Vergleich von Dingen und Leistungen, die in sich geschlossen und von eigener Art dastehen wie edle Naturgewächse. Überwunden ist heute, oder sollte es wenigstens sein, das alte, verhängnisvolle Vorurteil, als ob durch gewissenhafte Nachahmung eines Vorbildes, als ob durch Regel und Schema die große und starke und dauernde Schöpfung gesichert wäre. Die Geschichte des französischen und nicht minder unseres deutschen Geisteslebens zeigt uns so viele unglückselige Zeugnisse jammervoll irregeleiteter und kläglich verschwendeter Kraftanstrengung, daß diese Spuren die jüngeren Geschlechter für immer und ewig davon abschrecken sollten, der Antike in anderem nachzueifern als im unbefangenen Wagemut und zugleich im sachlichen Ernst. Wenn neuerdings wieder die Nationalisten um Charles Maurras von der *Action française* den Schlachtruf erheben: Zurück zur Antike! so verbirgt sich dahinter bei den einen das Verlangen nach einer strengen und geschlossenen Form, bei den anderen, wie die Beispiele zeigen, künstlerisches Unermöglichen. Nein, für uns heute ist die Querelle des Anciens et des Modernes erledigt und noch viel langweiliger geworden als einst auf der Schulbank.

Dagegen ein anderes fesselt unser Nachdenken, eine Frage, die unter jener Querelle française verborgen liegt und von dem gallischen Ehrgeiz noch nie, soviel ich wüßte, beantwortet, ja kaum gestellt worden ist. Allein nur die Tat und die Leistung, nicht der Versuch und der Anspruch, gilt etwas im Leben der Völker. Kann der französische Geist seine Forderung der althellenischen Erbschaft auf wirkliche Tat und gelungene Leistung begründen? Umspannt er tatsächlich die Höhen und Weiten edelsten griechischen Geistes? Und wenn sich das nicht bewahrheiten sollte: auf welchen Gebieten hat die französische Nation fortgesetzt, was die großen Vorgänger ruhmreich begonnen? Welche Fragen hat er gelöst, welche Aufgaben vollendet, an denen sich zuerst der Forschergeist und die Gestaltungskraft von Athellas erfolgreich versuchten? Denn die Sachlage bleibt: so viele Geister der griechischen Welt scheinen in diesem und jenem schöpferischen Franzosen leibhaftig wiedererstand; so stark verblüfft uns die innere Verwandtschaft geistiger Bewegungen hier und dort, daß wir staunend den Blick nicht ab-

wenden können von diesem seltsamen Spiel der Natur, dieser rätselhaften Wiederkehr und ἀνάμνησις, von dieser nicht nur so benannten, vielmehr wahrhaftigen Wiedergeburt echten hellenischen Geistes.

Aber so sehr die innere Verwandtschaft so vieler französischer und griechischer Köpfe beim ersten Anblick auch überrascht, gerade die höchsten Leistungen von Althellas haben im französischen Wesen, so wie es sich in der Geschichte herausgebildet hat, wenig oder gar nicht gewirkt, haben wenig oder gar kein Verständnis gefunden: wofern wir unter geistigem Nachwirken nicht Übersetzungen, philologische Ausgaben oder schulmäßige Nachbildungen verstehen, sondern ein unbefangenes Schaffen, das nur vom eigenen innersten Antrieb oder dem Streben der Altersgenossen seine Ziele und Wege empfängt.

Ein Dreifaches ist dem französischen Denken niemals aus eigener Arbeit aufgegangen. Ein Dreifaches ist dort immer fremd geblieben und höchstens von einigen wenigen nacherlebt worden. Und bedeutungsvoll genug: gerade wieder im jüngsten Geschlecht, seit 1908, haben die Nationalisten und Klassizisten von der Action française einen leidenschaftlichen Kampf der schroffsten Ablehnung und Abwehr dagegen eröffnet. Was wir mit jenem Dreifachen meinen, das sind nichts Anderes als die Entdeckungen eines Sokrates, eines Platon und eines Homer. Diese ganz Großen sind auf französischem Boden Fremdlinge geblieben: Metöken, wie Charles Maurras und seine Parteigenossen alle Einwanderer feindselig und verächtlich benennen.

Fremd blieb dem Wesen französischer Geistesart bis heute der Gedanke der sittlichen Freiheit des einzelnen: die erlösende Überzeugung, daß ein jeder, wofern er seine Triebe beherrscht, nur seinem Gewissen Verantwortung schuldet, nicht aber der Glaubensgemeinde und ihrem Haupt, noch dem Staatsgesetz oder dem geltenden Gesellschaftswillen. Das war, wie die neuere Forschung festgestellt hat, der seltliche und bei aller scheinbaren Selbstverständlichkeit unendlich tiefe und weltbewegende Inhalt der sokratischen Heilslehre; das war die von ihm allein entdeckte, von den Jüngeren oft verdunkelte Eigengesetzlichkeit und Selbstgenügsamkeit (αὐτονομία und αὐτάρχεια) des sittlichen Willens, die nicht Glück bringt, sondern an sich das Glück schon ist.

Fremd blieb dem Wesen französischer Geistesart bis Bergson die quälende Frage, die das Nachdenken eines Platon und nach ihm eines Kant am schärfsten erregte: vermögen wir überhaupt zu erkennen? Wie gelangen wir zu gesicherter Wahrheit? oder, in Platons Sprache ausgedrückt: wie gelangen wir zu Begriffen von Leben und Welt? Der wirklichkeitsfreudige, lebhaft begreifende und zugreifende Franzose, gewohnt, im geselligen Verkehr die anderen und sich selbst zu genießen, vertraut so gläubig seinen Sinnen und seiner Vernunft, daß eine Kritik des Denkens, eine Selbstbefinnung des Erkennens auf seine Bedingungen und Möglichkeiten, ihm, dem kritiklustigen Spötter, überhaupt gar nicht beifällt. Oder aber, wo ihm das Erkenntnisproblem lästig zu werden droht, lehnt er es lächelnd als eine Querelle allemande mit weltmännischer Überlegenheit ab. So haben weder Descartes noch Malebranche, diese tiefsten Denker der französischen Nation, die Vernunft selber auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen unternommen. Als echte Franzosen hat der eine der Vernunft, als dem logisch-mathematischen Denken, einen Weg vorgezeichnet, der zu voraussetzungslosen und darum gesicherten Ergebnissen führen soll, und hat der andere ihr Arbeitsgebiet abgesteckt und die vielfachen Hemmungen aufgezeigt, die ihre erfolgreiche Anwendung auf Schritt und Tritt bedrohen.

Fremd blieb dem Wesen französischer Geistesart auch ein anderes: Die ungebundene Schöpferkraft, die höher ist denn alle Vernunft und den echten Künstler und Dichter, den großen Seher und Denker, emporträgt zu nie geschauten Gedankengebilden. Heiligen Wahnsinn, *μανία*, hat Platon diese Urkraft genannt, weil sie aus dem Laumel der Begeisterung ganz unberechenbare und unermessliche Gesichte zutage fördert. Dieser heilige Wahnsinn hat Platon selber erfüllt, wie Herakleitos den Dunklen, hat machtvoll Homeros beseelt wie Aischylos oder So-

pholles, dieses Unausprechliche hat in Sappho und Pindar gewirkt, und nicht zuletzt in Aristophanes. Aber diesen allen und ihren geistig Verwandten hat der französische Geschmack niemals ein gerechtes Urteil gesprochen. Man kennt den schweren Befreiungskampf, den der französische Sturm und Drang, genannt Romantische Schule, für die verkümmerte Einbildungskraft hat führen müssen. Zwar hat Victor Hugo damals trotz Horaz und Boileau die Vertriebene in ihre alten Ehren wieder eingesetzt; aber das wäre ihm nie gelungen, hätte er nicht die uralte gallisch-französische Rhetorik zu Hilfe gerufen, denen kein französischer Hörer auf die Dauer sich verschließen kann.

Wir mögen ansetzen, wo wir wollen: die Tatsache bleibt bestehen, daß der Geist von Athen, so wie er sich in jenen Großtaten geäußert hat, in Gallien-Frankreich nicht weiterlebt. Wohl aber erweist sich die eigentümlich französische Geistesart, die allein als solche gilt und gelten will, als unmittelbare geschichtliche Fortsetzung, ja als erstaunliche Wiedergeburt und Wiedergeburt des Hellenismus. Unter Hellenismus versteht man seit F. G. Droysen (1877) die griechische Weltkultur, die zugleich mit der griechischen Weltsprache, der *κοινή*, seit Alexander dem Großen die Reiche der Diadochen und den ganzen Osten bis nach Indien ergriffen und deren Geistesentwicklung auf Jahrhunderte hinaus bestimmt hat. Lange galt diese Weltkultur den Kennern als bloßer Verfall und Entartung. Denn allerdings ist hier das geistige Erbe Athens und Aftikas nach Ort und Zeit vielfach abgewandelt worden und von allerlei fremdartiger, besonders orientalischer Beimischung nicht frei geblieben. Erst die Forschung der letzten Jahrzehnte, an der deutsche Gelehrte vorzugsweise beteiligt waren, hat im Hellenismus die vielen neuen und wertvollen Grundzüge aufgedeckt, die nicht rückwärts, sondern vorwärts weisen: Grundrichtungen, die bis in die Gegenwart herein mit ungeminderter Tragweite nachwirken. Im Hellenismus liegen zu einem guten Teil die Wurzeln der gesamten neueren Bildung: denn auch das Christentum, wie wir seit Paul Wendland klar übersehen, ist durch diese Schule hindurchgegangen.

Seit dem zweiten Jahrhundert v. Chr. wurde diese Weltkultur aus dem Osten nach der neuen Welthauptstadt Rom getragen. Rhetoren und Philosophen, Vortragmeister und Lehrer der Jugend, bald auch Baumeister und Bildhauer, Maler und Ärzte suchten und fanden Aufträge und Lebensstellung im Hause vornehmer Römer. Zwar beschränkte der nüchterne Zwecksinne des Römertums die „unendliche Wissenschaft“ der Akademie und der Aristoteliker auf Trivium und Quadrivium, und begnügte sich mit einem nur enzyklopädischen, d. h. einführenden und das Nötigste zusammenfassenden Lehrbetrieb. Aber die kraftvolle Würde und die sachliche Strenge der römischen Art wirkten wenigstens in der republikanischen und frühen Kaiserzeit oft als fördernder Antrieb. Davon zeugt die knappe und Epoche schlagende Sprachform der römischen Übertragungen und Bearbeitungen alexandrinischer Dichter und Denker, davon zeugt auch die gediegene Sachlichkeit und Dauerhaftigkeit so vieler Neubauten, die echt denkmalmäßige Wirkung mit voller Zweckmäßigkeit vorbildlich verbinden.

In Gallien fand dieser römische Hellenismus einen durch die Rhodäerstadt Massalia und ihre Tochterstädte längst bereiteten Boden. Nirgends im westlichen Römerreich blühten so wie in Gallien die Schulen der Rhetoren, wo das grundlegende Trivium, Grammatik, Rhetorik und Dialektik, vor allem anderen gepflegt und hochgehalten wurde.

Damals, es war um die Zeit von Christi Geburt, empfing das Land zwischen Alpen und Weltmeer, Pyrenäen und Vogesen die entscheidenden Grundzüge seiner künftigen Bildung und Gestaltung. Und seine Bewohner hielten diese Grundzüge fest bis in unsere Tage. Franzosentum und römischer Hellenismus gehören zusammen durch Geschichte und innerste Wesensgemeinschaft. Und immer wieder sind in Frankreich die Werke des römischen Hellenismus denen des griechischen, und die des griechischen denen von Athen vorgezogen worden, nicht nur, weil man das zeitlich Nahestehende vor dem Entfernteren bevorzugte; es geschah auch darum, weil es angeborene und anerzogene Geistesverwandtschaft nicht anders verlangte.

Diese dauernde Sachlage läßt sich schon äußerlich an der Reihenfolge er-messen, in der die Autoren des griechisch-römischen Altertums in Frankreich der allgemeinen Geistesbildung zugeführt wurden. Vergil, Ovid und Terenz las man schon in den Nonnenklöstern des Mittelalters. Als dann in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts Ausgaben und Übersetzungen in Menge durch den Druck verbreitet wurden, da wirkte kein griechischer Dichter so tief, wie die meist aus Byzanz stammende Sammlung anacreontischer Lieder; und kein Philosoph war so begehrt, wie Plutarch in Amyots berühmter Bearbeitung. Von Platon erschien als erste vollständige Übertragung die von Victor Cousin seit 1821, von Homer als erste künstlerische Nachbildung die des Dichters Beconte de Visle, 1866—67. Von Anfang bis heute mußte Theokrit gegen Vergil, den Idyllendichter, zurück-treten, Sophokles gegen Seneca, Pindar gegen Ovid, der Poetiker Aristoteles gegen Horaz, Platon gegen Cicero, und der wenig beachtete Aristophanes gegen Plautus und Terenz. Als der Rektor der Universität Paris, Charles Rollin, den jungen Theologen das Lesen griechischer Urtexte anempfahl, nannte er ihnen mit anderen Lukian und Plutarch, Demosthenes und „einige Gesänge Homers“, aber er verschwieg ihnen die Tragiker und Aristophanes, Pindar, Platon und sogar Aristoteles, um dessen zuverlässigen Text sich zwar die Araber, nicht aber scholastische Theologen, noch die Humanisten gekümmert hatten.

An keiner anderen Stelle kommen wir den Quellen französischer Wesensart so nahe, wie wenn wir die grundsätzliche Streitfrage auffuchen, in der sich der Hellenismus und alles, was von ihm abstammt, für immer von Athellas ge-schieden hat. Es ist der uralte, nie endende, weil tief im Menschen begründete Kampf zwischen Rhetorik und Philosophie, zwischen zweckvoller Rede und freier Forschung, die ganz nur der Sache dient und dienen will. Es ist im Grunde die Frage, an der sich heute und überall die Geister scheiden: was soll überhaupt die Arbeit des menschlichen Geistes? Soll sie der Lebenserhaltung dienen als bloße Fertigkeit, als Mittel zum Zweck? Oder trägt sie Würde und Wert in sich selber, und hat das tätige Leben sich ihr zu fügen und von ihr erst Richtung und Weg zu erwarten? Wer soll jetzt und künftig Recht behalten, Pythagoras oder Sokrates, Gorgias oder Platon, Sokrates oder Aristoteles, Rhetorik oder Philo-sophie, dicere oder sapere?

Mit unermüdlcher Geduld hatte Sokrates von Sophisten und Rhetoren Sachkunde und Fachkenntnisse gefordert. Aus der Welt des Geistigen hatte Platon eine unendliche Wissenschaft vorahnend ergriffen. Mit dem schärfsten Blick für Gleiches und Ungleiches hatte Aristoteles den Sachzusammenhang der Einzel-wissenschaften festgelegt.

Er wies die Rhetorik aus der Philosophie hinaus und brachte sie an ihre richtige Stelle im Lehrplan seines Unterrichts. Auch ihre Ergänzung, die Kritik oder Dialektik, erhob er zur Wissenschaft, indem er sie als Logik oder Lehre von den Syllogismen auf ihren Wahrheitsgehalt untersuchte. Beide Unterrichtsgegen-stände waren ihm aber keine Wissenschaften, sondern bloße Fertigkeiten, nicht *ἐπιστήμη*, sondern *δυνάμεις*, da sie nicht sachliche, sondern formale Kenntnisse, kein Wissen, sondern ein bloßes Meinen vermitteln.

Aristotelische Sachlichkeit hatte gesiegt. Der Rhetor war geschlagen. Für etwa hundert Jahre mußte er hinter dem Philosophen zurückbleiben und ihm die Erziehung der Jugend überlassen, bis gegen Ende des dritten Jahrhunderts vor Christus Rhetorik und Kritik sich wieder vordrängten. Erst als im zweiten Jahrhundert die beiden alten Gegner im Wettbewerb den Beifall und Lohn des weltbeherrschenden Römers suchten, da fiel die Entscheidung. Und sie konnte nicht anders fallen, als von diesem weltklugen Herrenvolk zu erwarten war. Sogar Cicero, der Schüler der athenischen Akademie, ordnete die Philosophie, d. h. die sachliche Forschung, ebenso grundsätzlich der Rhetorik unter, wie einst der Gründer der Akademie die Rhetorik im Dialog Phaidros zur Helferin der Philosophie herabgedrückt hatte. Auch hier galt der Satz: Roma locuta est. So geschah

es, daß in der Kaiserzeit der rhetorisch und disputatorisch Geschulte den Geschichtschreiber und den Rechtsgelehrten, den Dichter und den Staatsmann verdrängte.

In Gallien, dem Heimatland so vieler Rhetorenschulen, vollzog sich dieser Wandel durchgreifender und nachhaltiger als irgendwo sonst. Noch Hippolyte Taine bezeichnet als vornehmstes Merkmal französischer Geistesbildung das εὖ λέγειν, l'art de bien dire oder wie er es zu nennen liebt, la raison oratoire. Die Literatur des siebzehnten Jahrhunderts in Frankreich ist ihm die Entwicklung dieser Fähigkeit: sa littérature . . . c'est le développement d'une faculté régnante, la raison oratoire, et par conséquent c'est le sommeil des autres. Und Taine war ehrlich und freimütig genug, hinzuzufügen: Pour être orateur, on n'est pas philosophe.

Ihre eigentliche Aufgabe fand die Rhetorik in der Rede vor Gericht. So war Cicero Anwalt und Redner im politischen Prozeß. So gilt noch heute in Frankreich ein berühmter Anwalt als der große Mann des Tages. Man könnte versucht sein, die innere Geschichte dieses Landes seit 1870 an der Hand der großen politischen Prozesse zu beschreiben und verständlich zu machen. Und wie im römischen Gallien steigt der wortgewandte Advokat in die höchsten Stellungen des Staates auf, wird heute sogar Kriegsminister, Leiter des Flugwesens und anderer technischer Großbetriebe, wo Fachkenntnisse uns Deutschen als erstes Erfordernis erscheinen.

Aber auch von der Verkunst hat damals die Rhetorik in Gallien-Frankreich für immer Besitz ergriffen. Gelegentliche Ausnahmen wirken als bloßes Zwischenspiel. Zwar nicht die vorgeschriebenen Kunstmittel, die Tropen und Figuren, wohl aber eine stark rhetorische Grundstimmung erfüllt sogar das Rolandslied: das gilt vom Erzähler und mehr noch von den handelnden Personen. Ein Abälard ist nach dem Urteil eines Kenners mehr Rhetor als Philosoph; und gar Corneille und Bossuet, Victor Hugo und Chateaubriand sind es in solchem Maße, daß dem deutschen Hörer und Leser alles andere daneben verkümmert scheint.

Da die Überredung sich erst mit der Widerlegung des Gegners vollendet, gehörte gleich einem Zwillingsgeschwister zur Rhetorik die Eristik oder Dialektik. Sie fand als Terzine und Minnefrage an den Höfen fürstlicher Frauen schon während des zwölften Jahrhunderts Eingang in den Minnesang und Minneroman, wie sie als gelehrte Disputation den Theologen der Universität Paris zum Probestück ihrer Gelehrsamkeit wurde. Sie entwuchs im siebzehnten Jahrhundert der strengen schulmäßigen Form und ließ die Unterhaltung im Salon zum geistreichen Turnier sich erhöhen; sie adelte die feine Geselligkeit mit gebildeten Frauen zur einzigartigen, vielbewunderten Großtat französischen Geistes.

Rhetorik und Dialektik sind Künste des Wortes und können sich frei und machtvoll entfalten nur bei einem Volke, das dem Worte mehr Kraft und Wirkung zuspricht, als daß es nur ein Gedachtes benennt. Auch hierin, wenn bisherige Beobachtungen zutreffen, scheidet sich französische Art von Althellas und schließt sich der hellenistischen an. Wenn auch bei den skeptischen Franzosen der religiöse Glaube an eine geheimnisvolle Zauberkraft der Namen nicht in Betracht kommen kann, das Eine und Wesentliche ist beiden Kulturen gemeinsam, daß der Wortklang, statt nur eine Bedeutung zu vermitteln, mit suggestiver Kraft den Hörer und Leser in die gewollten Gedanken hineinzwingt. So werden die Worte dem Franzosen zu lebendigen Gewalten, die leibhaftig mitkämpfen im Kampf der Geister und der Waffen. Die Reden eines Gambetta und eines Clemenceau gewinnen Wert und Wirkung einer kriegerischen Tat und machen die Geschichte der Nation in einer Zeit der drohendsten Gefahr.

In einem Weiteren treffen Hellenismus und Franzosentum wieder aufs genaueste zusammen, daß beide die Philosophie vorzugsweise oder ausschließlich als praktische Philosophie, als Anleitung zur richtigen Lebensführung, schätzen und pflegen. Hier wie dort erscheint es auch dem vornehmsten Denker als höchste Aufgabe, durch eigene Arbeit oder aus dem kostbaren Erbe großer Vorgänger eine allgemeingültige Methode zu gewinnen, ein sicheres Verfahren, wie man

denken und leben soll, um glücklich zu werden. Diesen gemeinsamen Grundzug teilen die französischen Denker und Dichter, Descartes und Comte nicht ausgenommen, mit Epikur und den Weisen der Stoa. Und da in Frankreich das Leben in gebildeter Geselligkeit als das Leben schlechthin gilt, vollzieht sich die Arbeit an der praktischen Philosophie weniger in den Schulen der strengen Philosophie, als vielmehr in den höflich-weltmännischen Kreisen, deren Aphorismen und Einzelbeobachtungen mit Recht über alles geschätzt werden. Diese morale, wie sie heißt, und diese moralistes: La Rochefoucauld, La Bruyère, Bauverargues sind etwas eigentümlich Französisches und gehören zu den schönsten Leistungen der Nation.

Mit diesem praktischen Endzweck aller Philosophie hängt aber aufs engste zusammen ihre effektische Entstehung. Wie der Stoiker Zenon und Epikuros ihre Physik und Metaphysik, ihre Erkenntnislehre und Ethik den größeren Vorgängern entlehnten und aus Antisthenes und Heraclitus, Aristippos und Demokritos, ein gedankliches Gemenge ineinanderfügten, das, scheinbar eine willkürliche Auswahl doch ihren Zielen durchaus angemessen war, so hat auch Descartes ohne inneren Denzwang den persönlichen Christengott an seine rationalistische Naturlehre angehängt. Und gar bei Denkern, die auf Folgerichtigkeit keinen Anspruch machen, wie Montaigne und Molière, spielen stoische, epikureische und skeptische Gedankenreihen so ungezwungen ineinander, daß man eben dadurch den reizvollen Eindruck echt weltmännischer Lebensanschauung genießt.

Vermöge seiner weltmännischen Schulung und Gedankenrichtung findet der gebildete Franzose eben diese drei Arten hellenistischen Geisteshaltung, die stoische, epikureische und skeptische, seiner eigenen Anlage und Neigung angepaßt und genehm. In den Reichen der Diadochen Alexanders so wenig wie im römischen Weltreich oder unter dem absoluten französischen Königtum war ja der Staatsbürger ein Mitglied der beratenden Volksgemeinde und waffentragender Wehrmann: Beamtenstand und Berufsheer beschränkten die Untertanen des Fürsten auf ihr Haus, ihren Freundeskreis und die Berufsgenossen. Ungeört von äußerem Zwang oder eigenem Vorurteil wollte sich jeder die Ruhe seiner Seele bewahren und dabei die äußeren Glücksgüter maßvoll genießen. Deshalb suchte man mit gleicher Festigkeit des Willens die stumpfe Gläubigkeit des niederen Volks und den Gedankenflug einer allzu kühnen Metaphysik von sich fernzuhalten. Und so sehr gleichen sich Zeitverhältnisse und Geistesrichtung im römischen Weltreich und im königlichen Frankreich, daß jene drei Arten hellenistischen Lebensanschauung hier wie Naturgewächse immer neue Gestalt gewinnen, ohne daß die antiken Vorbilder mehr als die Formel beisteuern, womit der geschichtlich Geschulte diese Erscheinungen benennt und einreihet.

Doch es muß etwas Großes und Starkes, etwas Bejahendes und Tröstliches in diesen Geisteshaltungen gelegen haben. Sonst verstünden wir nicht, daß so viele der Edelsten des späteren Altertums und des neueren Frankreich sich daran emporgereicht haben. Sonst begriffen wir nicht, daß diese Richtungen unfirchlicher Lebensanschauung alle in heftigem Kampf sich mit der Religion des Erlösers auseinandergesetzt haben. Dieses Gemeinsame, dieses Lebendige und Lebensschaffende kann nur ein Glaube sein: denn mit der Gläubigkeit kann sich nur Gläubigkeit messen. Es ist der Rationalismus, diese eigentliche Religiosität des Hellenismus wie des Franzosentums: das ist der unerschütterliche und darum erlösende Glaube an die Vernunft, den $\pi\acute{o}\lambda\omicron\varsigma$. Dazu aber muß gesagt werden, daß unter Vernunft hier das logisch-mathematische Denken verstanden wird, das selbe, was Kant als Verstand oder diskursives Denken bezeichnet und dem Intellekt oder dem intuitiven Denken gegenüberstellt. Dabei macht es nicht allzuviel aus, ob man mit dem metaphysischen Kopf in diesem $\lambda\omicron\gamma\omicron\varsigma$ die Weltvernunft und das Göttliche selber erkennt, oder mit dem Spießbürger die Weltvernunft zum gesunden Menschenverstand, *sensus communis*, erniedrigt. Wesentlich bleibt eine zweifache Wirkung des herrschenden Rationalismus: da die höchste Instanz des Denkens und Handelns ein Gemeingut der Menschheit ist, gelangen

die stoischen Denker folgerichtig und hochherzig zu dem neuen Gedanken der Humanität als eines Bandes, das alle Völker als Brüder umschlingen soll; wo aber, wie in Frankreich, die Gesellschaft dem einzelnen seine Welt bedeutet, da droht die Gefahr, daß der jeweilige Gesellschaftswille mit dem Willen der Menschheit verwechselt und der einsame Denker und Arbeiter erbarmungslos der Konvention und der Mode geopfert wird.

Und ferner ein anderes. Wie alles Irrationale wird das ganz Unvergleichliche geschichtlicher Größe, wird alles geschichtliche Werden und Sollen in seinen sittlichen Antrieben und Kräften, wie in seinen sittlichen Wirkungen verkannt und zur natürlichen Verpflichtung herabgedrückt. Und diese beiden Irrtümer sind für den Hellenismus wie für Frankreich zum Verhängnis geworden. Doch wie dem immer sei, es war etwas Großes und Befreiendes um den Glauben an die Vernunft. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur durch eine Sammlung französischer Gemälde zu schreiten und den Männern und Frauen verschiedener Jahrhunderte in die Augen zu blicken: man ist erstaunt über das sieghafte und scharfsinnige Leuchten der Augen und beginnt zu begreifen, wie es kommt, daß die Franzosen in unseren deutschen Augen oft nichts anderes zu finden wähen, als den Ausdruck der Schwermut oder des Verzichtens: *l'expression de vague mélancolie ou de résignation inerte*.

Und es gibt einen letzten Grundzug, der im Hellenismus einsetzt und durch das Franzosenium hindurchführt; eine Lebensrichtung allerdings, die sich weniger im Denken als in der Dichtung bemerkbar macht. Das ist die Entdeckung der Liebe zwischen Mann und Weib, als einer wichtigen Angelegenheit des bürgerlichen Daseins und des geistigen Werdens. Es bedurfte beidemale eigentümlicher Zeitverhältnisse, daß diese Lebensbeziehung als weittragend und sittlich bedeutungsvoll, ja für den Lebensinhalt entscheidend erkannt und in den Mittelpunkt dichterischer Teilnahme gestellt wurde. Was uns heute so gewohnt, ja selbstverständlich scheint, ist doch vielen anderen Kulturen, und so der altgriechischen Zeit eines Sokrates und Platon, fremd und ferne geblieben. Die neuere Komödie eines Menander und der hellenistische Roman samt der Novelle, die römischen Elegiker nach alexandrinischem Vorbild erhoben die Neigung zu einer Hetäre, seltener zur eigenen Ehefrau, in den Kreis dessen, was eines Mannes Brust am tiefsten bewegt. Und bei den Franzosen zunächst Südfrankreichs, an den Höfen feudaler fürstlicher Frauen, wird im Minnefang und Minneroman eine Liebe der Huldigung und Verehrung ins Geistige geläutert und verklärt, bis die Herrin zum Inbegriff des Höchsten und Reinsten, ja zum Sinnbild der Gottheit schließlich emporsteigt.

Zu diesen gemeinsamen Grundzügen der Lebensanschauung und Weltauffassung kommt ergänzend und bestätigend eine auffallende Übereinstimmung in den vorherrschenden Stilarten des künstlerischen und literarischen Schaffens. Bildhauer und Baumeister, Maler und Dichter, Schriftsteller und Gelehrte haben sich jeweils grundsätzlich einer von drei Möglichkeiten angeschlossen, die wir in Kürze als die rhetorisch-pathetische, die witzig-skeptische und die anmutig-gefühlige Stilrichtung bezeichnen. Zwar scheint die Mannigfaltigkeit und der Reichtum einzelner künstlerischer Begabungen auf französischem Boden solche Gleichförmigkeit auszuschließen. Und doch bleibt es wahr, daß die überwiegende Mehrzahl der Franzosen und gerade die führenden Geister immer aufs neue eine dieser drei Stilgattungen austragen, die in dem tiefen Grunde dauernder Gesinnung, eines *ἦθος*, wurzeln und darum gleich einer Naturkraft mit innerer Notwendigkeit wirken. Bei alledem läßt eine solche Grundstimmung der Neigung und Fähigkeit des einzelnen noch Raum genug und schließt allerlei Spielarten und Mischungen keineswegs aus. Aber darauf kommt es an, daß Hellenismus und Franzosenium aus jener dreifachen Grundstimmung der Seele, aus jenem dreifachen Lebens- und Stilgefühl Werke von typischer Reinheit hervorgebracht haben, die sich von der „edlen Einfachheit und stillen Größe“ des Parthenon und des Zeustempels in Olympia, von der unbewegten Menschenwürde und andächtigen Gottesfurcht eines Aischylos und Sophokles gleich weit entfernen.

Rhetorisch-pathetischer Geist, eindringlich, feierlich, machtvoll, rauscht durch den Kampf der Götter und Giganten am pergamenischen Altarfries und durch die Triumphbogen der römischen Kaiserzeit, wie durch die Säle, Bildwerke und Wandgemälde des Louvre und des Versailler Königsschlusses. Rhetorisch-pathetischer Geist, worin nachdenkliche Schwermut und ausschlagende Leidenschaft in Fieberhige sich kreuzen, braust in den überlegten Gebärden und überlegenen Redeflüßen auf der tragischen Bühne des hellenisierten Spaniers Seneka und des romanisierten Normannen Corneille, in der Pharsalia von Senekas Neffen Lufan und in den Leichenreden eines Bossuet, wogt mit gezügelter Kraft im Hochgefühl der Festrede und der Weihinschrift, gleichviel, ob sie Lob des Lebendigen oder Trauer um den Toten verkünden. Ziel und Sinn und bedachter Wille bleibt immer und überall die festliche Schaustellung eindrucksvollen Erlebens.

Hinter diesem selbstbewußten Gefühl, das sich leicht überspannt, deckt der witzig-skeptische Kopf mit Behagen die enge und dürftige Rehrseite auf. Der Gryllos, diese Karikatur hellenistischer Maler, erreicht fast schon die Wirkung eines Daumier und Gavarni. Satyr und Faun und Silen in des Bacchus Gefolge verraten auf lästernem Bildwerk den Rückfall ins Tierisch-Gemeine. Den Wimen des Sophron und den Mimiamben des Herondas sind die altfranzösischen Fablets und Farcen durch Geist und durch Herkunft verwandt, von denen noch Molière durchschlagende vis comica lernte. Zeitgenössischer Spott in den vorbildlichen Diatriben der Ryniker und in den Satiren eines Martial und Régnier, in den Tierfabeln des Phaedrus und des Lafontaine, in den Totengesprächen des Zeitungsmannes Lufian und des Salonphilosophen Fontenelle; im Sittenroman eines Petron und im fecksten Wagnis des Kokoto, in Voltaires Pucelle; aber das Größte im kleinsten Raum, das Höchste in der bescheidensten Form, hat doch das Epigramm erreicht und die chanson, das *ἀπόθυμα* und der bonmôt: attisches Salz und gallischer esprit sprühen aus Spottvers und Witzwort ihre zündenden Funken durch die Jahrtausende.

Doch die eigenste Lat, neu und ursprünglich, ganz aus der neuen Bildung einer höfischen Welt geboren, ist das Dritte, ist die anmutig-gefällige Kunst, und diese immer geneigt, ins Liebenswürdig-Bierliche hinüberzugleiten. Das beugt sich und schmiegt sich, das rieselt und rinnt, entzückt und berückt sogar in den überragend großen Gestalten aus ewig jungem Götterhimmel: Aphrodite und Apollon, Nike und Hermes, Ares und Dionysos, und der junge, fast knabenhaft geformte Herakles. Das neckt und spielt, das scherzt und kost, das schmeichelt und tändelt in den kleinen Groten, die der hellenistische Künstler so zärtlich liebt, in den niedlichen Götterstatuetten aus Bronze und vielleicht am zartesten in den bescheidenen Tonfiguren, die wir nach Tanagra nennen, in diesen oft nur für Kinder geschaffenen Bildern höfischer Frauen und Mädchen. In alledem glänzt schon mit feinem, höfisch gedämpftem Licht und fern von aufdringlichem Pathos die kluge und abgestimmte Heiterkeit des Kokoto, dieser echten Schöpfung französischer Geistes.

Dem Bilbe gefällt sich das Wort. Gefällige Anmut und schalkhaftes Spiel der Gedanken durchweht mit silbernen Fäden die Erzählung von liebenden Paaren in Roman und Novelle und in den Hirtengeschichten des Longus und Herzogs von Ursé, durchweht mit zartem Gespinnst die *ὑπομνήματα* des Plutarch und die Essays des Montaigne, die Briefe und Lebenserinnerungen feingebildeter Männer und Frauen, und die artigen Verse zu allerlei Gelegenheit . . . Gefällige Anmut mildert die Strenge und den Ernst in der Gedankenarbeit eines Descartes und Malebranche, umspielt schon da und dort die Lieder der Troubadours und die Abenteuer von Ivain und Gauvain, Lancelot und Guenevra, und nimmt sich den Kranz, indem sie Menander und Molière als ebenbürtige Meister des höheren Lustspiels verbindet. Im Stil des Kokoto ist dieses Lebensgefühl des Anmutig-Gefälligen ganz herrschend geworden, nachdem es zuvor nur wie ein Grundton der geistigen Haltung hindurchklang. Der Staat des fünfzehnten Ludwig ist im furchtbaren Umsturz ruhmlos zerschellt, die höfische Formensprache und die Rang-

ordnung dieser Formen von den Plebejern Hugo und Balzac für immer zerfallen. Aber der Stil Louis quinze hat seinen König und das Königtum überlebt. Er ist der nationale Stil Frankreichs bis zur Stunde geblieben. Und so viele zierliche Standbilder der Heldenjungfrau Jeanne d'Arc verraten, wie schwer, ja unmöglich es auch dem begabten französischen Künstler noch ist, eine zur Natur gewordene Auffassungsart dort zu vermeiden, wo ihre Stelle nicht sein kann und darf.

Wir sehen: mit dem Hellenismus, dem griechischen und noch näher dem römischen, gehört Frankreich zusammen in den Grundzügen seiner geistigen Art, wie sie in seiner Geschichte bisher zutage kamen, ob es nun Vorzüge sind oder Schwächen, Eigenschaften, die Leben wecken oder Leben töten. Wer das feststellt, spricht weder Lob aus noch Tadel: er anerkennt nur eine geschichtlich gewordene Lage.

Wohl aber gibt es ein Land im nördlichen Europa: dort haben Sokrates und Platon, Homer und Pindar, Aischylos und Sophokles ihre echten Zünger gefunden. Es ist das Land der großen Mystiker Eckart und Böhme, das Vaterland von Luther und Leibniz, Lessing, Klopstock und Herder, Goethe und Schiller, Schleiermacher und Hölderlin, die Heimat von Immanuel Kant und dem deutschen Idealismus. Wilhelm von Humboldt ist der bewußte Verkündiger dieses „Neuhumanismus“ geworden. An den Menschheitsfragen, die von dem Geiste der Hellenen entdeckt worden sind, haben sich deutsche Denker und Dichter rastlos weiter erprobt, unbekümmert darum, ob die Ergebnisse nutzlos sein würden, und unbeirrt von dem Zwang, schwere Dinge in schwerer Sprache vorzutragen.

Es gab auch in Frankreich einmal eine Zeit, wo andere Grundrichtungen dem Denken und Schaffen die Wege wiesen als die des Hellenismus. Das war im Hochmittelalter, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Damals erstanden in Nordfrankreich als in dem von Franken, Burgunden und Normannen dicht besiedelten Gebiet die gotischen Abteien und Kathedralen, Burgen und Städte, geschmückt mit Bildwerken in Stein oder Holz und mit bunten Glasmalereien, indes an der neugegründeten Hochschule Paris Theologen und Philosophen sich um den Ausbau des christlichen Lehrgebäudes bemühten. Und von der Dichtung und Musik der Minnesinger und höfischen Erzähler wurden die Laten christlicher Ritter im Heidenkampf und Frauendienst verherrlicht und den Hörern als ein Vorbild errichtet. Eine neue Geistigkeit suchte und fand in dem allem den Ausdruck ihres Sehnsüchtes und Könnens. Der gotische Mensch — so lautet ein neugeschaffener und schon landläufiger Begriff — hatte sich entdeckt und geoffenbart.

Es war ein sichtlicher Irrtum des Italieners Vasari, den Namen Gotik für die mittelalterliche Baukunst zu prägen, die in Nordfrankreich nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts ihren Anfang nahm und in keinem Nachbarlande so wie in Deutschland erfasst und schöpferisch fortgesetzt wurde. Soviel wie Barbarenkunst sollte der Name bedeuten. Und in der Tat, die gotische Kunst und gotische Dichtung, gotische Frömmigkeit und Gelehrsamkeit sind so etwas wie Barbarenkunst. Germanische Gemüts- und Geistesart zwar nicht der Goten, aber der Franken, Burgunden und Normannen hatte in der eben damals zur Einheit gereiften Nation die Führung übernommen. Und darum verstehen wir, daß die herkömmliche Geschichtschreibung Frankreichs dieses ganze Zeitalter vom Einbruch der Barbaren bis zur Selbstdarstellung des gotischen Menschen als ein bloßes Zwischenspiel ansieht und nach wie vor gleich Boileau die Geschichte der französischen Dichtung mit Malherbe anheben läßt. Noch Ferdinand Brunetière, der starke und unerschütterliche Vorläufer des heutigen Neuklassizismus, verwirft die Selbstenlieder von Karl dem Großen und seinen Getreuen als barbarie littéraire und will sie gern den Deutschen überlassen; von denen sie gekommen seien. Denn er vermißt an dieser gotischen Dichtung alle Eigenschaften des echt französischen Geistes: les plus rares qualités de l'esprit français: ordre, clarté, logique — loi, règle, mesure — décence, dignité, noblesse — art et goût, précision et proportion. Und den gotischen Baustil nennt er: ce merveilleux contresens

architectural. Denn das logisch-mathematische Denken fordert vor allem anderen vom Kunstwerk klare Übersichtlichkeit und ruhiges Ebenmaß der führenden Linien, und gestattet der Laune und freien Gestaltung, nur die Flächen mit buntem Beiwerk zu füllen.

Noch einmal, in der großen künstlerischen Revolution Frankreichs, genannt Romantische Schule, durchbrachen Phantasie und Gefühl die Schranken des Rationalismus. Gewiß hat diese Erneuerung des Schaffens und Forschens nachgewirkt bis heute. Aber das eigentlich Wesentliche dieser Bewegung, la liberté de l'Art, hat sich dem französischen Gesamtgeist auf die Dauer nicht mitgeteilt. Schon der Barnabé lenkte offenkundig zum Hellenismus zurück. Und neuerdings (1908) hat ein Schüler von Maurras und der Jüngsten einer, Pierre Cassere, eine zornige Streitschrift gegen die Romantik geschrieben, gegen diesen Pantheismus aus germanischen Ländern, gegen die Verdrängung der Alleinherrscherin Vernunft aus ihrer Allgewalt. Auch die Romantik, so wünscht man in diesen Kreisen, soll ein bloßes Zwischenspiel bleiben.

Und dabei hat man es in Frankreich lange genug, von Konfard bis Voltaire, als einen Mangel empfunden, daß die Fähigkeit zur Epopöe, la tête épique, der Nation ver sagt bleiben sollte. Und man kennt die unfreiwillige Lächerlichkeit der Versuche, die diesem Mangel abhelfen sollten, der Pucelle eines Chapelain, den Franciade und Henriade und anderer unglückseliger Allegorien. Aber nicht jeder erkannte bis jetzt in Frankreich die unfreiwillige Lächerlichkeit, in die sich die Vernunft freiwillig begibt, wenn sie selber zu schaffen bemüht ist, was ihr ewig ver sagt bleibt, und im gleichen Atem die echte und große Eigendichtung der eigenen Vorzeit verwirft.

Eben damals, in den Zeitaltern der Gotik und der Romantik, waren die führenden Geister des Landes der Dichtung eines Homer oder Sophokles und der Kunst eines Phidias nahegekommen. Das ist geschehen nicht trotzdem, sondern weil man unabhängig von der Antike auf eigenen Wegen dem Geistigen Sinnbild und Ausdruck suchte. Neuere Forschung hat ein Ergebnis gefunden, das nur den im Klassizismus Befangenen überraschen kann. Es hat sich gezeigt, daß in der gotischen Plastik dieselben rhythmischen Beziehungen wirksam geworden sind, wie in den Bildwerken der besten hellenischen Zeit. Und diese gotischen Skulpturen haben sich in die Statik und Dynamik der Dome und Rathäuser so sicher eingepaßt, wie die Götterbilder des Phidias in den athenischen Pantheon und in den Zeustempel von Olympia. So hat die Gotik auf anderen Wegen und in anderer Art dieselbe Vollendung gewonnen, wie Athallas in perikleischer Zeit.

Immer dringender wird unsere Schlußfrage, die wir freilich nur stellen, und eine Antwort, die wir freilich nur andeuten können. Was sind die geschichtlichen Ursachen dafür, daß gerade in Gallien-Frankreich mehr als irgendwo sonst der Hellenismus zum Schicksal des geistigen Lebens geworden ist? Gemeinschaft des Blutes kann es nicht sein, trotz Massalia-Marseille, der Handels- und späteren Hochschulfstadt, und anderer griechischer Pflanzstädte am Mittelmeer und im Rhonethal, und trotz der syrischen, d. h. levantinischen Kaufleute, die im mittleren Rhonethal die ersten christlichen Gemeinden gegründet haben. Auch der rhetorische Unterricht, solange er dauerte und so wirksam er war, erklärt für sich allein noch nicht diese wunderbare Erscheinung.

Eine eigentümliche und verwandte Neigung und Anlage in dem gallisch-figurischen Mischvolk muß es gewesen sein, was die Söhne des Adels und der Druidengeschlechter mit so viel Eifer und Erfolg in die Schulen der griechisch-römischen Rhetoren trieb. So dürftige Zeugnisse uns von den alten Galliern berichten, in einigen Zügen scheint eine unleugbare Ähnlichkeit mit dem Griechen-volk vorzuliegen. Daraufhin konnte es nach der jüngste Geschichtschreiber der Gallier, Camille Jullian, in seinem großangelegten Buche wagen, das wenige, was wir wissen und was zu einem Charaktergemälde kaum ausreicht, nach dem Vorbild der Hellenen zu ergänzen. Freilich, wer bürgt uns dafür, daß die griechischen Geographen und Historiker, auf deren Mitteilungen wir vorzugsweise angewiesen

sind, ihrerseits nicht ähnlich verfahren, wie Alfred Fouillée, der die Griechen des Altertums ersichtlich nach dem Muster der Franzosen charakterisiert?

Nur einiges sei hier erwähnt, was immerhin Beachtung verdient. An einer oft genannten Stelle erzählt Lukian von einem Standbild des Herakles-Ogmios, der dargestellt sei als kahlköpfiger Greis mit wenigen weißen Haaren; und von der Zunge hängen ihm Ketten von Gold und Bernstein herab, woran die Ohren zahlreicher Menschen gebunden sind, die sich über diese Fesselung freuen. Demnach scheinen die Gallier einen Gott der Berebtheit verehrt zu haben, den hier ein griechischer Bildner mit Herakles in eins setzen wollte.

Und ein Zug zur Skepsis, zum witzig-überlegenen Spott über Einrichtungen und Fragen, die den Andern als heilig oder doch verehrungswürdig gelten, scheint den alten Galliern ebenfalls im Blute gesteckt zu haben. Wer denkt hier nicht an den esprit gaulois, von dem die Franzosen seit bald einem Jahrhundert reden, ohne mehr davon zu wissen, als was Taine darüber am Franzosen bemerkt hat: Les deux qualités de son esprit, qui sont la sobriété et la finesse, le détournent bien vite de l'exaltation et de la poésie, pour le conduire à la prose, à la raillerie et au récit. . . . il prend l'amour comme un passe temps, non comme une ivresse. . . . Le besoin de rire est le trait national si particulier que les étrangers n'y entendent mot et s'en scandalisent.

Die Gallier hatten heldenhafte Leiber ähnlich den Germanen und erregten den Schrecken der an Gestalt kleineren Griechen und Römer. Aber alle Berichte heben hervor, daß sie bunten Schmud geliebt und eine gefällige Erscheinung gesucht haben. Diese Barbaren ließen nur den Schnurrbart stehen und gingen an Kinn und Wangen glatt rasiert. In keinem Grab eines gallischen Kriegers fehlt neben dem Schwert von Eisen das ebenfalls eiserne Rasiermesser. Ob das mit Sullian dahin gedeutet werden kann, daß die Möglichkeit zur feineren Erziehung in diesem Volk besonders vorgebildet war?

Doch was immer die Zeugnisse und Denkmäler von den alten Galliern berichten mögen, ob es ausreichend oder dürftig, zutreffend oder zweifelhaft befunden werden mag, eine innere Verwandtschaft, eine geistige Anlage muß vorgelegen haben, die gerade den Gallier befähigte, die Grundzüge hellenistischer Bildung aufzunehmen, weiterzubilden und dauernd sich zu bewahren. Und dabei muß als weitere Ursache mitgewirkt haben eine gewisse Ähnlichkeit des Staats und der Gesellschaft. Hier wie dort ein absolutes Fürstentum, das sich göttliche Ehren erweisen läßt: die Ptolemäer als Rechtsnachfolger der Pharaonen wurden als Götter verehrt, und so ließ sich noch Ludwig der Vierzehnte in Versailles als Jupiter und Sonnengott darstellen, oder im Sinnbild von Löwe und Adler verehren. Und die Brunnfeste der Ptolemäer haben ihre Entsprechung in den Gartenfesten in Versailles zu Ehren der Cavalière, damals als Molière dort den Tartuffe aufführen ließ. Denn im Festfeiern fand das entrechtete griechische Volk sein Genügen wie der französische Hofadel im Schloß seines Königs.

Wir stehen am Ende. Zu Anfang, als wir unsere Frage stellten, konnte es scheinen, als sollte ein Streit um eine Erbschaft verhandelt werden. Wer so dünkte, hätte den Verfasser schwerlich verstanden. Nicht das war der Sinn unserer Frage: welches Volk vor einem andern die Hand nach dem geistigen Erbe Altgriechenlands ausstrecken dürfe: ob Frankreich, ob Deutschland, oder Jungheλλάs, das neuerstandene, dem durch das Vorrecht der Geburt eine unermessliche Erbschaft zuteil wird? Nichts macht weniger froh als ein Erbstreit. Allen Völkern der Erde, die an das Geistige glauben und dem Geistigen eine Bahn brechen wollen, ist der Ring mit dem kostbaren Stein übergeben. „Es strebe von euch jeder um die Wette, die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag zu legen.“ Er tue das aus freudig schöpferischer Kraft und nicht nach fremder Regel und Gesetz!

